

**PAUL ZECH**  
(ET LUX PERPETUA LUCEAT EI)

---

BEGEGNUNGEN MIT  
**JEAN-ARTHUR**  
**RIMBAUD**

VIENNE  
EDITION ACÉPHALE MMXXII  
EDITÉE PAR F. STUMMER ET A. VADIM



**ACÉPHALE**  
ET IN ARCADIA EGO

I

Paris, dem 27. März 1905

Der Korrespondent des „Berliner Tageblattes“ hatte mich gestern per Telegramm zu einem der alle vierzehn Tage veranstalteten „Literarischen Abende“ eingeladen, die den Zweck verfolgten, die in Paris sich aufhaltenden jungen deutschen Intellektuellen mit den jungen französischen Malern und Dichtern in eine persönliche Berührung zu bringen, um somit für das gegenseitige Einanderverstehn der Deutschen und Franzosen einen zwar kleinen, aber nicht unwichtigen Beitrag zu liefern. Er hatte meinen Aufsatz über Flaubert, der vor einigen Wochen in der literarischen Beilage zum „Berliner Tageblatt“ erschienen war, gelesen, mit seinen französischen Freunden darüber gesprochen und glaubte nun, dass es für mich von einem besonderen Interesse sei, einen jungen französischen Essayisten und Dichter kennen zu lernen, der soeben ein glänzend geschriebenes Buch über Flaubert veröffentlicht hatte. Dieser Mann sollte nun am heutigen Abend über einen anderen großen Dichter sprechen, der mir damals nicht einmal dem Namen nach bekannt war...

Leider kam ich, infolge eines kleinen Unfalls auf der Treppe meines Hotels in der Rue Voltaire mit ziemlicher Verspätung an. Die geladenen Gäste waren bereits versammelt und der Vortrag hatte vor zehn Minuten schon begonnen. Der Gastgeber, der in der letzten Reihe der aufgestellten Stühle saß, zog mich zu sich heran und flüsterte mir zu: „Der ursprünglich vorgesehene Redner hat wegen Krankheit im letzten Augenblick leider absagen müssen. Nun spricht aber über das gleiche Thema ein Wiener Freund meines Hauses. Sehr schade, dass Sie den Anfang seiner Rede versäumt haben.“

Es dauerte Immerhin noch einige Sekunden, bis ich mich sammeln und auf den Vortrag konzentrieren konnte. Aber gleich die ersten, in einem fast akzentfreien Französisch vorgetragenen Sätze, die ich dann aufnehmen konnte, fesselten mich derart, dass ich sie förmlich in mich hinein fraß. Ich glaube, dass mir nicht einmal der Tonfall eines Satzzeichens entgangen ist, und ich bin dessen sicher, dass ich den Inhalt der von mir hier aufgezeichneten Sätze so wiedergebe, als habe mir das Manuskript der Rede zur Verfügung gestanden: „... aber seine Briefe, sein Tagebuch, die wenigen, mit nichts zu vergleichenden Gedichte, die alle aus einem einzigen Jahr seines Lebens stammen, und die er später hasste, verachtete, in Stücke riss, wo er sie fand und die Fetzen mit den Füßen zertrat... und dann die und dann die Geschichte seiner grausamen

letzten Wochen und seines Sterbens, aufgezeichnet von der Schwester... so ist sein Bild unseren Seelen eingegraben. Er war arm und litt darunter. Aber wer hätte wagen dürfen, ihm zu helfen, wer sich ihm nur nähern, ihm, der mit übermenschlicher Kraft sein Selbst zusammenkrümmte wie einen Bogen, den unbarmherzigen Pfeil von der Sehne zu schicken? Ihm, der jede Annäherung mit Hohn erwiderte, vor jeder Erwähnung seines Genius, seiner Verse zurückwich, wie der Sträfling vor dem glühenden Eisen, das sich in die Schulter brennen sollte. Dieser junge männliche Mensch, der immer wieder untertauchte und aus Mazedonien, aus dem Kaukasus, von Zypern und aus Abyssinien den Seinen in Charleville Briefe zuwirft, dessen Hoffnungen den Klang von Drohungen haben und dessen trockene Angaben wie eine maßlose Auflehnung und selbstverhängtes Todesurteil starren. Er, der um Geld und immer wieder Geld zu ringen meinte und doch nur mit dem Einen, dem eigenen Dämon rang. Und dann sehen wir ihn die abyssinischen Gebirge hinuntergetragen kommen in einer schweigenden, infernalisch heißen und drückenden Luft. So lag er auf der von vier Schwarzen getragenen Bahre, das kranke Knie groß wie ein Kürbis angeschwollen, so, dass sich die Decke emporwölbte. Schnell will er hinab zur Küste in einer unsagbar wilden Auflehnung gegen den Tod, den Mund vor Qual verzogen und dennoch das Klagen verachtend, bis

zu jenem letzten frommen Schrei in der engen Krankenstube des Hospitals für Tropenranke in Marseille...“

Erst ganz am Schluss des Vortrags fiel der Name dessen, dem die mir ins Hirn hineingeätzten Sätze galten: Jean-Arthur Rimbaud!

Ich wusste bislang nichts von seinem Werk und kann mich auch nicht erinnern, dass meine Freunde in Berlin davon gesprochen hatten. Heute früh, nach einer schlaflos verbrachten Nacht, der in meiner Nähe liegende Buchladen kaum geöffnet, kaufte ich die, von Paterne Berichon herausgegebene einbändige Gesamtausgabe der Werke Jean-Arthur Rimbauds.

Jetzt, da ich diese Zeilen niederschreibe, Mitternacht ist nahe, habe ich den kleinen gelben Band von der ersten bis zur letzten Zeile durchgefiebert. Welch ein Mensch!

## II

Stuttgart, dem 14. Oktober 1909

Das Einwohner-Meldeamt verzeichnet insgesamt achtundzwanzigmal den Namen Wagner, und unter diesen Wagners befinden sich zwei, die den Vornamen Richard tragen. Bei welchem dieser achtundzwanzig

Wagner mag Rimbaud nun angestellt gewesen sein? Da Schneider, Stellmacher, Metallarbeiter und Musikinstrumentmacher keine Hauslehrer anzustellen pflegen, hatte ich mich an die Wagners zu halten, die ihrem Beruf nach den sogenannten „besseren Ständen“ angehörten. Aber bei all diesen Rechtsanwältinnen, Predigern, Oberlehrern, Fabrikanten und Kaufleuten vorzusprechen und zu fragen: „Entschuldigen Sie, mein Herr, hat bei Ihnen oder vielleicht bei ihren Eltern einmal ein Mann namens Jean-Arthur Rimbaud gewohnt, so um 1875 herum...?“ Das wäre gewiss möglich gewesen, denn die Zeit drängte mich nicht, doch fand ich diesen Weg viel zu umständlich und nervtötend. Was nun? Aus dieser verwickelten Situation befreite mich der Beamte, den ich um Auskunft gebeten hatte, mit der schon ein wenig ungeduldig geäußerten Frage: „Wissen Sie denn nicht den Vornamen jenes Wagner, dessen Wohnadresse Sie suchen?“ „Nein,“ antwortete ich, „den Vornamen weiß ich nicht, nicht einmal den Namen der Straße, wo dieser Wagner so um 1875 herum gewohnt hat. Ich weiß nur, dass er drei Söhne hatte und dass diese Söhne von einem Mann namens Jean-Arthur Rimbaud unterrichtet wurden.“

„Jean-Arthur Rimbaud sagten Sie? Ein Belgier oder Franzose wahrscheinlich, nicht wahr?“

„Jawohl, ein Franzose, gebürtig aus Charleville, damals 21 Jahre alt und nicht vorbestraft.“

„Na, das ist schon ein gutes Stück dem Ziel näher. Wir werden mal im Fremdenregister nachschauen. In welchem Jahr soll er hier gewesen sein?“

„Im Jahr 1875, wie ich schon sagte.“

Es vergingen knapp zehn Minuten, da hatte ich es schwarz auf weiß: „Jean-Arthur Rimbaud, französischer Staatsangehörigkeit, von Beruf Lehrer und Übersetzer, wohnhaft bei Albrecht Wagner, Neckarallee 137.“

„Können Sie nun feststellen, Herr Sekretär“, fragte ich weiter, „ob dieser Herr Albrecht Wagner noch lebt und in der genannten Straße wohnhaft ist?“

Nach einer Zeitdauer von wiederum zehn Minuten, hatte ich es wieder schwarz auf weiß: Albrecht Wagner, 65 Jahre alt, verwitwet, Rentier, am 2. Januar 1903 von Neckarallee 137 nach der Carolastraße 81 verzogen,<sup>1</sup> dortselbst noch wohnhaft.“

Am Spätnachmittag des gleichen Tages saß ich bereits dem Herrn Albrecht Wagner gegenüber. Die Legitimation als Redakteur einer

---

<sup>1</sup> Seit 1920 tragen die beiden hiergenannten Stuttgarter Straßen andere Namen.

großen Berliner Wochenschrift hatte genügt, dass ich wie eine Respektsperson empfangen wurde, mit einem alten französischen Cognac und einer schweren Brasilzigarre. Nach den anfänglichen Fragen, wie mir die Gartenstadt Stuttgart gefiele und ob es sich hier nicht viel schöner leben ließe, als in dem öden Wasserkopf Berlin, brachte ich schließlich mein Anliegen vor, einiges über den vor länger als dreißig Jahren bei ihm angestellt gewesenen Hauslehrer Rimbaud erfahren zu wollen.

Nachdem Herr Albrecht Wagner, äußerlich gekennzeichnet durch eine ziemlich heftige Burgunder-Nase, sich den weißen Spitzbart ein paarmal nachdenklich gestrichen und den auf der Nasenspitze vergeblich nach einem Halt suchenden Klemmer zurechtgerückt hatte, sagte er: „Ja, junger Mann, das ist freilich sehr lange her, dass dieser Rimbaud bei mir angestellt war, kurze Zeit allerdings nur. Er sprach ein ausgezeichnetes Französisch, ein etwas holpriges Englisch und ein miserables Deutsch. Mit meinen Söhnen ging er jedoch sehr manierlich um, der älteste ist mir vor zehn Jahren weggestorben.

Was wollen Sie sonst noch von mir wissen? Ob er ehrlich war, nüchtern und gottesfürchtig? Oder warum er ohne Kündigung den Posten verließ? Spionage hat er hier, wenigstens soviel ich weiß, nicht getrieben. Jedenfalls habe ich ihm ein gutes Zeugnis mit auf den Weg gegeben.



ben. Leider sind die alten Kopierbücher schon verbrannt, sonst hätte ich Ihnen eine Kopie vorlegen können.“

„Es freut mich sehr, dass Sie sich seiner noch gut erinnern. Aber dass er damals schon den Ruhm besaß, einer der größten europäischen Dichter zu sein, das wussten Sie doch auch, im Ungefähren wenigstens, nicht wahr?“

„Nein, Herr, das höre ich heute zum ersten Male. Sonderbar. Wie ein Dichter sah er doch gar nicht aus. Und gesprochen hat er auch nicht davon. Ich entsinne mich jedoch, dass er einmal, wenige Wochen vor seinem plötzlichen Aufbruch, den Besuch eines sonderbar kostümierten Herrn, der wohl auch Franzose war, empfing und nicht gerade sehr erfreut über diesen Besuch war. Sie unterhielten sich fast eine Stunde lang in der Sprache ihres Landes. Dann ließ sich Herr Rimbaud für den Rest des Tages beurlauben und entfernte sich mit dem fremden Mann, den er mir als seinen Freund vorstellte, er sei von einer unglücklichen Expedition durch mancherlei Hölle eben zurückgekehrt.“

„Das stimmt. Dieser Freund war Paul Verlaine und ebenfalls ein großer Dichter. Haben Sie wenigstens von dem schon etwas gelesen?“

„Nicht, dass ich wüsste. Meine Geschäfte lassen mir kaum Zeit, mich mit den deutschen Dichtern zu beschäftigen. In meiner kleinen

Bibliothek steht die Bibel obenan und darin lese ich allerdings fleißig. Es ist eben doch das Buch aller Bücher.

Aber da fällt mir jetzt noch ein, dass es an jenem Abend, für den Herr Rimbaud sich hatte beurlauben lassen, oben auf der Waldhöhe, an der Stelle, wo jetzt das Restaurant „Onkel Toms Hütte“ steht, eine sehr heftige Auseinandersetzung zwischen Rimbaud und seinem Freund gegeben hat. Sie beschimpften sich mit Worten, die nur den Vagabunden geläufig sind und zuletzt schlugen sie heftige aufeinander los. Ist das auch sonst bei den französischen Dichtern so üblich? Jedenfalls war ein guter Freund unseres Hauses Zeuge der scheußlichen Szene, und hat den an der Erde liegenden und aus einer Kopfwunde blutenden Fremden in jenes Gasthaus überführt, das er als seine Wohnung angegeben hatte. Danach kam er zu mir und wollte wissen, ob man die Sache der Polizei melden solle. Ich riet davon ab, weil Herr Rimbaud doch in meinem Hause beschäftigt war und ich keinen öffentlichen Skandal wünschte.

Als ich Herrn Rimbaud am nächsten Tage zur Rede stellte, lachte er, ohne mich anzusehen, grimmig in sich hinein und sagte –: »Man soll mich mit der Literatur ein für alle Mal in Ruhe lassen. Mein Freund, den ich züchtigen musste, unternahm den Versuch, eine Leiche auszugraben. Das werden Sie wahrscheinlich nicht verstehen und deshalb las-

sen auch Sie mich bitte in Ruhe mit dem Vorfall. Nehmen Sie an, wir waren beide betrunken. Und was man in der Trunkenheit verbricht, ist strafmildernd, nicht wahr?«

Was ich darauf antwortete, weiß ich nicht mehr. Drei Wochen nach dem Vorfall verabschiedete sich Herr Rimbaud, um nach Italien zu gehen, wie er mir sagte.“

„Jawohl, durch Eis und Schnee über den St. Gotthard. Und dann nach Afrika in das große Erleben und den schrecklichen Tod.“

„Also solch einen wilden Kopf hat man hier im Haus gehabt und erfährt erst jetzt davon?! Das wird mich jetzt wohl für eine Weile beschäftigen und meinem jüngsten Sohn, der in Hamburg lebt, werde ich natürlich davon in Kenntnis setzen müssen, was Sie mir da für Neuigkeiten ins Haus gebracht haben. Übrigens würde es mich sehr freuen, Sie hier als mein Gast beim Nachtmahl zu sehen. Ich möchte jetzt noch mehr von Herrn Rimbaud wissen. Vielleicht kann man von ihm, der ein Lehrer meiner Kinder war, noch manches lernen. Dazu ist man ja nie zu alt, nicht wahr?“

„Dieses Niezuendekommen mit dem Lernen und zu dem bereits Vollbrachten nicht mehr zurückkehren, Herr Wagner... diese Erkenntnis war ein wesentlicher Teil des unbegreiflich Schicksalhaften in dem

nicht zuendegelebten, mitten entzweigebrochenen, Leben des Jean-Arthur Rimbaud.“

Als ich mich heute von Herrn Albrecht Wagner verabschiedete, überreichte er mir eine kleine, schon ziemlich verblasste Photographie mit den Worten: „Sehen Sie, was ich da noch beim Durchsuchen alter Papiere entdeckt habe. Ich erinnere mich genau, dass man das Bildchen bei der Reinigung des Zimmers, das Herr Rimbaud damals bewohnte, gefunden hat. Der Name Charleville deutet doch darauf hin, dass das Foto im Besitz des Herrn Rimbaud gewesen sein muss. Vielleicht sind noch Verwandte vorhanden, denen man es übergeben kann.“

Das auf dem verblassten Foto dargestellte junge Mädchen stellt Isabella, die Schwester Rimbauds, dar. Ich habe, solange ich denken kann, kein Gastgeschenk mit so einer dankbaren Freude aufgenommen.

### III

Charleville, dem 22. November 1916

Nun bin ich zum zweiten Male im Zeitraum von vier Jahren in Charleville, dem Geburtsort Jean-Arthur Rimbauds. Trotzdem das Städtchen von den Deutschen besetzt ist und das Hauptquartier einer Heeres-

gruppe beherbergt, ist keine bedeutende Veränderung, was das Äußere des Straßenbildes betrifft, mit ihm vorgegangen. Die Zivilbevölkerung ist in ihrer überwiegenden Mehrheit verblieben. Allerdings sind viele Häuser im Zentrum von der deutschen Militärbehörde für Büro Zwecke beschlagnahmt worden. Mein erster Besuch und gleich am Abend des Eintreffens, galt jenem Denkmal auf dem Marktplatz, das auf einem granitenen Sockel die portraitähnlich modellierte Büste des achtzehnjährigen Knaben Jean-Arthur Rimbauds trägt. Ich stellte die Unversehrtheit der ganzen Denkmal-Anlage fest. Für die Blumen und die Sauberhaltung der Anlage sorgte die Ortskommandantur. Ob der Kommandant wusste, wessen Denkmal er so wohlwollend betreuen ließ, habe ich indes nicht erfahren. Nach der Besichtigung des Denkmals begab ich mich in ein schräg gegenüberliegendes Café, dessen Besuch den Soldaten vom Unteroffiziersrang an nicht verboten war. Ich suchte mir einen bequemen Platz am Fenster aus und war dort, solange die Kommandierung dauerte, und das waren genau vier Wochen, an einem jeden Nachmittag ständiger Stammgast. Die Wirtin des Lokals konnte sich, als ich sie bei Gelegenheit doch fragte, an Rimbaud oder dessen Schwester nicht erinnern; ihrem Alter nach aber hätte sie von deren Existenz immerhin wissen müssen. Sie wohnte aber erst im fünften Jahr hier und stammte, wie auch ihr gleich in den ersten

Kriegstagen in Gefangenschaft geratener Mann aus Montmedy. Auf meine weitere Frage, ob ihr dann wenigstens das Werk des Dichters, dem das Denkmal gelte, bekannt sei, hob sie die Schultern, lachte ein wenig gezwungen und sagte: „Sie sehen ja, mein Herr Corporal: man hat hier andere Sorgen.“

Diese Sorgen bestanden natürlich vorzugsweise darin, dass sie Leute zu bedienen hatte, die sie, trotzdem sie alles was sie verzehrten und tranken bezahlten und sich durchaus gesittet benahmen, dennoch als ungebetene Gäste betrachten musste; die in einem Séparée sitzenden älteren Herren jedoch als Nobilitäten und die eigentlichen Klienten des fast hundert Jahre alten Ausschanks edler Bordeaux- und Burgunderweine.

Am übernächsten Nachmittag, als ich wieder auf dem nun schon gewohnten Ecksofa am Fenster saß und einen Chablis von 1890 trank, hatte sich vor dem Denkmal die Musikbande eines Landsturmataillons aufgestellt und spielte u.a. eine Fantasie aus der Oper „Tannhäuser“ von Richard Wagner. Auf den Trottoirs links und rechts promenierte die „jeunesse dorée“ von Charleville und Mécières in dichten Reihen auf und ab, rings um das Denkmal herum hatten sich die halbwüchsigen Kinder hingehockt, deren Eltern aus den Fenstern der um den Markt herumstehenden Häusern herausschauten und die Musik der deutschen

Soldaten bei weitem nicht so schön fanden, als die anfeuernden Marschierlieder der Clairons.

Als das „Lied an den Abendstern“ ertönte, stellte sich ein Vizefeldwebel einer Sanitätsabteilung in die offene Tür meines Cafés und sang mit einem weichen, wohlklingenden Bariton die Arie mit. Der Beifall, der von stehengebliebenen jungen Damen kam, schien kein Ende nehmen zu wollen, doch die Kapelle spielte ruhig weiter. Der Bariton hatte immerhin noch einmal Gelegenheit, seine ausgezeichneten Stimmittel brillieren zu lassen, als man eine Fantasie aus Gounods „Margarete“ spielte und er die berühmte Arie des Valentin sang. Jetzt waren es sogar die Alten in den Fenstern, die den Sänger mit Beifall überschütteten und gespannt auf weitere Gaben warteten.

Mir indessen fielen in diesem Augenblick jene Zeilen Rimbauds ein, die er vor sechsundvierzig Jahren gedichtet hatte; nachdem er auf der Place de la Gare ebenfalls einem Promenadenkonzert beigewohnt hatte:

„Le long des gazons verts ricanent les voyous,  
et rendus amoureux par le chant des trombones,  
tres naifs et fumant des roses, les pioupious  
caressent les bébés pour enjôler les bonnes.“

An den nächsten Nachmittagen konnte ich beobachten, dass dann und wann einige deutsche Soldaten vor dem Denkmal stehenblieben, die Inschrift lasen und dann eine Weile nachsannen, während andere die Fotoapparate zückten und knipsten.

An einem völlig dienstfreien Wochentag suchte ich die Farm auf, die Rimbauds Mutter mit einem fast berserkerhaften Fleiß bewirtschaftet hatte. Der Hof war nach dem Tode der Witwe Rimbaud in andere Hände übergegangen. Jetzt waren ein paar deutsche Reiter mit ihren Pferden dort einquartiert. Im Garten aber standen noch die gleichen Bäume: Birnen, Äpfel und Mirabellen, von welchen der Knabe Rimbaud sich das meist noch unreife Obst heruntergeholt hatte, sich die Hosen dabei zerriss und am späten Abend noch von der Mutter hart abgestraft wurde. Davon wusste der jetzige Eigentümer der Meierei allerdings nichts zu erzählen. Er führte mich aber zu einer Bank, die unter einem mächtigen Holunder stand, und in das breite Brett der Rückenlehne waren zwei von flammenden Pfeilen durchbohrte Herzen eingegraben, darunter stand ein großes „A“. Es war, ohne Zweifel die Handschrift Jean-Arthurs.

„Haben Sie die verwitterte Bank hier mit Absicht stehengelassen?“, fragte ich den Hofbesitzer.



Und darauf antwortete er, mich von oben bis unten scharf mustern: „Vielleicht. Denn man sagt, dass der, der hier einst gesessen und infernalische Streiche getrieben hat, ein großer Dichter war. Und wir Franzosen ehren natürlich unsere Dichter.“

Als ich in seine Augen sah, schien es mir, als habe sich tief innen ein Licht angezündet. Das Leuchten überstrahlte jetzt sein vordem noch so bekümmert aussehendes Gesicht. Es war der Stolz, den er, der Wehrlose, mir, dem Bewaffneten gegenüber, zeigen wollte.

Als ich gestern Nacht, den Himmel durchglühte ein grellheller Vollmond und das Denkmal Rimbauds brannte, wie ein aus dem Schmelzofen gezogener Stahlblock, mich dorthin begab, entdeckte ich, an den unteren Teil des Sockels gelehnt, einen aus Stechpalmen und roten Asten geflochtenen Kranz. Die zwei breiten seidenen Schleifen, von ebenfalls roter und grüner Farbe, trugen die Inschrift:

„Dem Dichter Jean-Arthur Rimbaud  
gewidmet von einem Landsturmmann

10. XI. 1916“

Es war der fünfundzwanzigste Todestag des Dichters. Wie ein Lauffeuer hatte sich dieser Gedenkakt im ganzen Ort verbreitet. Am nächs-

ten Tag standen deutsche Soldaten und französische Zivilisten in Gruppen vor dem Denkmal und starrten auf den Kranz und seine Inschrift.

Mich bedrängte die bange Frage: ob die deutsche Kommandantur den Kranz als eine die Sicherheit der Wehrmacht bedrohende Demonstration entfernen lassen werde, nach dem Urheber fahnden und ihn exemplarisch bestrafen. Es geschah aber nichts dergleichen. Ich sah den Kranz noch bis zu jenem Tage, an welchem meine Kommandierung nach Charleville beendet war. Als ich mich von dem Chef des Büros verabschiedete, verriet er mir, dass jener Landsturmmann, der den Kranz niedergelegt hatte, der deutsche Pianist Wilhelm Backhaus war.

#### IV

Attigny, dem 9. April 1917

Die unendlich langen vier Wochen, die ich hier im Kriegslazarett zubringen musste, um die bösen Folgen einer Gasvergiftung auszukurieren, hätte ich wahrscheinlich nicht ausgehalten, ohne dabei irrsinnig zu werden, würde mich nicht dauernd das Vorhaben bewegt und immer wieder ermuntert haben, nach Roche, dem Landgut der Rim-

bauds zu fahren. Allerdings wusste ich nicht, ob ich Isabella dort antreffen werde, denn sie konnte ja auch ebensogut in Paris sein.

Als mir anfangs dieser Woche der Chefarzt den nachgesuchten Urlaub von drei Tagen bewilligte und der Ortskommandant mir seinen Wagen nebst Fahrer zur Verfügung stellte, fühlte ich mich so frisch, als hätte ich das Lazarett nicht einmal von weitem gesehen.

Gestern, in den ersten Vormittagsstunden sind wir abgefahren. Auf den Feldern, die wir passierten, wurden Kartoffeln gesetzt und Rüben ausgesät. Hunderte von jungen und alten Frauen hantierten unter der Aufsicht von bärtigen Soldaten auf den Äckern herum. Auf den Wiesen, von einem, jetzt Fluss gewordenen, Graben in zwei Teile geschnitten und teilweise überschwemmt, standen schon die schwarzweißen Rinder herum und von den Weiden hingen die langen, safrangelben Troddeln der Blüte herunter. Nichts in dieser Landschaft erinnerte an den Krieg. Osterstimmung. Die Schützengräben lagen achtzig, neunzig Kilometer weiter nach vorn.

Kurz vor der Einfahrt zum Hof hielt der Verwalter der Meierei, ein Feldweibel und früherer mecklenburgischer Gutsinspektor den Kutscher mit barschen Worten an: „Was zum Teufel suchen Sie hier?“

„Jedenfalls keine Grobheiten, Kamerad!“, sagte ich, als ich vom Wagen gestiegen war und dem Herrn Feldwebel meine Legitimation überreichte.

„Na ja, Kamerad“, antwortete er darauf, „das hätte einem doch gemeldet werden müssen. Natürlich stehe Ihnen gern zu Diensten. Ob die Alte Sie aber empfangen wird, das ist eine andere Frage. Sie hat nämlich seit Monaten ihre Kammer nicht mehr verlassen, und ich weiß beinahe schon nicht mehr, wie sie aussieht, jedenfalls nicht zum Anbeißen.“

„Meinen Sie die Besitzerin des Hofes?“, fragte ich.

„Na wen denn sonst?!“, knurrte er mit einem schiefen Lachen. „Zu sagen hat sie hier freilich nichts mehr.“

Während der Kutscher ausspannte und das Pferd versorgte, führte mich der Verwalter durch den Tunnel einer Weißdornhecke zu dem einstöckigen Wohnhaus. Den linken Flügel bewohnten der Verwalter und seine beiden Schreiber, während in den drei Stuben des rechten Flügels Isabella und ihre Bedienerin, eine entfernte Verwandte, hauste.

Zunächst hatte ich im Wohnzimmer des Verwalters einen „kleinen Imbiss“ einzunehmen. Während dessen wurde die Bedienerin herbeigerufen, um Isabella meinen Brief zu überbringen. Es dauerte eine

Viertelstunde bis sie mit der Antwort zurückkam und mir sagte, die Madame sei bereit mich zu empfangen.

Wenige Sekunden später stand ich vor Isabella, einer knochigen, weißhaarigen Frau, die in dicke Wolltücher gehüllt und krankhaft zusammengekrümmt in einem altertümlichen Lehnstuhl saß und meinen Gruß nicht erwiderte, sondern gleich fragte: „Sie kommen also wegen Arthur und Sie wissen, dass er die Deutschen nicht mochte?“

Die Bedienerin hatte inzwischen einen Stuhl an den Sessel dicht herangerückt, nahm auf einem Hocker am Fenster Platz, scheinbar mit dem Strickzeug beschäftigt, mich aber nicht aus den Augen lassend.

Nachdem Isabella mich eine Weile scharf fixiert hatte, schob sie die Hand ein wenig vor, so dass ich die äußersten Fingerspitzen mit den Lippen berühren konnte. Ich fragte sodann, ob sie unter der Besatzung zu leiden habe.

Auf diese Frage ging sie aber nicht ein, sondern kam wieder auf Jean-Arthur zu sprechen: „Nein, Herr, er mochte die Deutschen nicht. Und was wollen diese Leute von ihm?“

„Ich schätze mich glücklich, Madame, Ihnen in die Augen sehen zu dürfen. Was Sie von Ihrem Bruder der Welt zu berichten hatten, das habe ich gelesen. Und ich will Sie auch nicht damit behelligen, mehr zu

erfahren, denn mir scheint, dass alles von Ihnen gesagt wurde, was zu sagen war.“

Darauf reichte sie mir noch einmal die schmale welke Hand, jene Hand, die so oft durch das wirre Haar Jean-Arthurs gegangen war und ihm schließlich auch die gebrochenen Augen zudrückte.

„Ja... Ja...“, flüsterte sie, „man hat alles gesagt, was zu sagen war und hat im Grunde nichts gesagt. Denn er war mehr, als wir wissen. Und immer wird es noch mehr werden, selbst dann noch, wenn die Fremden mit ihrer Weisheit über ihn zu Ende sein werden.“

Sie zog die Hand wieder zurück und wandte sich an die Bedienerin, schwer mit Atemnot kämpfend: „Bring mir die Sachen von Arthur, mein Kind.“

Die Bedienerin schloss den schweren eichenen Kleiderschrank auf, holte eine kleine Truhe heraus und stellte sie auf den kleinen Tisch, der neben dem Lehnstuhl Isabellas stand.

„Öffne und zeige dem Herrn die Briefe und die Bilder“, sagte sie zu der Bedienerin.

Ich nahm mit zitternden Händen und mit einer Unruhe, die mir das Blut in die Schläfen hinauftrieb, Brief um Brief in Empfang. Ich las die Orte, von denen sie herkamen und die Daten der Monate und Jahre ihrer Absendung. Alle Stationen, die der ewig unruhige, fernenhungrige und

immer wieder und wieder sich aufreißende Mensch durchrast hatte: in wenigen Minuten stand dieses unerhörte Schicksal in aller Lebendigkeit vor mir. Es waren immer nur wenige Zeilen der klaren Handschrift, die ich in dem gespensterhaften Vorüberhuschen der langen Briefseiten aufnehmen konnte. Ich ließ die Bilder durch meine Hände gehen, alte verblasste Photographien aus vier Jahrzehnten, Bilder der Mutter, der Schwestern und Bilder Jean-Arthurs als Knabe und Jüngling, als Mann auf Zypern und in Afrika, und zuletzt die von der Krankheit modellierte Maske des entsetzlich Leidenden auf einem Liegestuhl im Garten von Roche. Aber alle diese unterschiedlichen, in die Härten des endlosen und nie gestillten Wollens und in die Qual des Leidens hineingewachsenen Abbilder, sie sagten, wenn ich die Worte Isabellas wiedergeben darf, nur das Nahe aus, nicht das weit Entfernte, geben den ungefähren Ausdruck nur wieder, nicht die Unter- und Hintergründe, nicht die für uns so unsagbar fernen Wirklichkeiten, nicht die wohl nie ganz enthüllbaren Bewegungen des Innenlebens.

Mir war, als wiche ein schwerer Albdruk von meinem Herzen und von meinem Hirn, als die Bedienerin die Truhe wieder schloss und in den Schrank zurückstellte.

„Nein, es ist nicht vergeblich gewesen, mit dem Unerreichbaren um den Preis des Lebens zu ringen, ohne es in Wirklichkeit zu er-

reichen...“, sagte Isabella, als habe sie meine Gedanken, die ich nicht in Worte bringen konnte, erraten. „Denn was wissen wir vor dem Abscheiden von der Wirklichkeit?“, fuhr sie fort. „Aber was er wusste, dass nahm er nicht mit sich. Das hinterließ er uns in dem Werk. Glauben Sie an das Werk?“

„Ja, Madame, ich glaube daran, mit aller Unbedingtheit, die man zwar nicht jedermann begreiflich machen kann, die man nur für sich mit sich trägt, wie den Atem, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht.“

Noch einmal fühlte ich die schmale, diesem Leben fast nicht mehr gehörende Hand und erschrak vor den Augen, die wie jene Augen waren, die ich auf den Bildern Jean-Arthurs wahrnehmen konnte. In dieser Sekunde war es in mir beschlossen, das Werk Jean-Arthurs in die Sprache meiner Heimat zu übertragen.<sup>2</sup>

Ich schäme mich nicht, zu gestehen, dass ich mit feuchten Augen noch einmal meine Lippen in das weiße Schläfenhaar der von meinem Besuch sichtbar ermüdeten Frau drückte und das Zimmer verließ, begleitet von der Bedienerin. Draußen sagte sie zu mir: „Es war doch

---

<sup>2</sup> Das gesammelte Werk des Jean-Arthur Rimbaud. In freier deutscher Nachdichtung von Paul Zech. Leipzig 1927.



gut, dass Isabella Sie empfangen hat. Solange die Deutschen hier sind, hat sie mit keinem Wort mehr von Jean-Arthur gesprochen.“

\* \* \*